

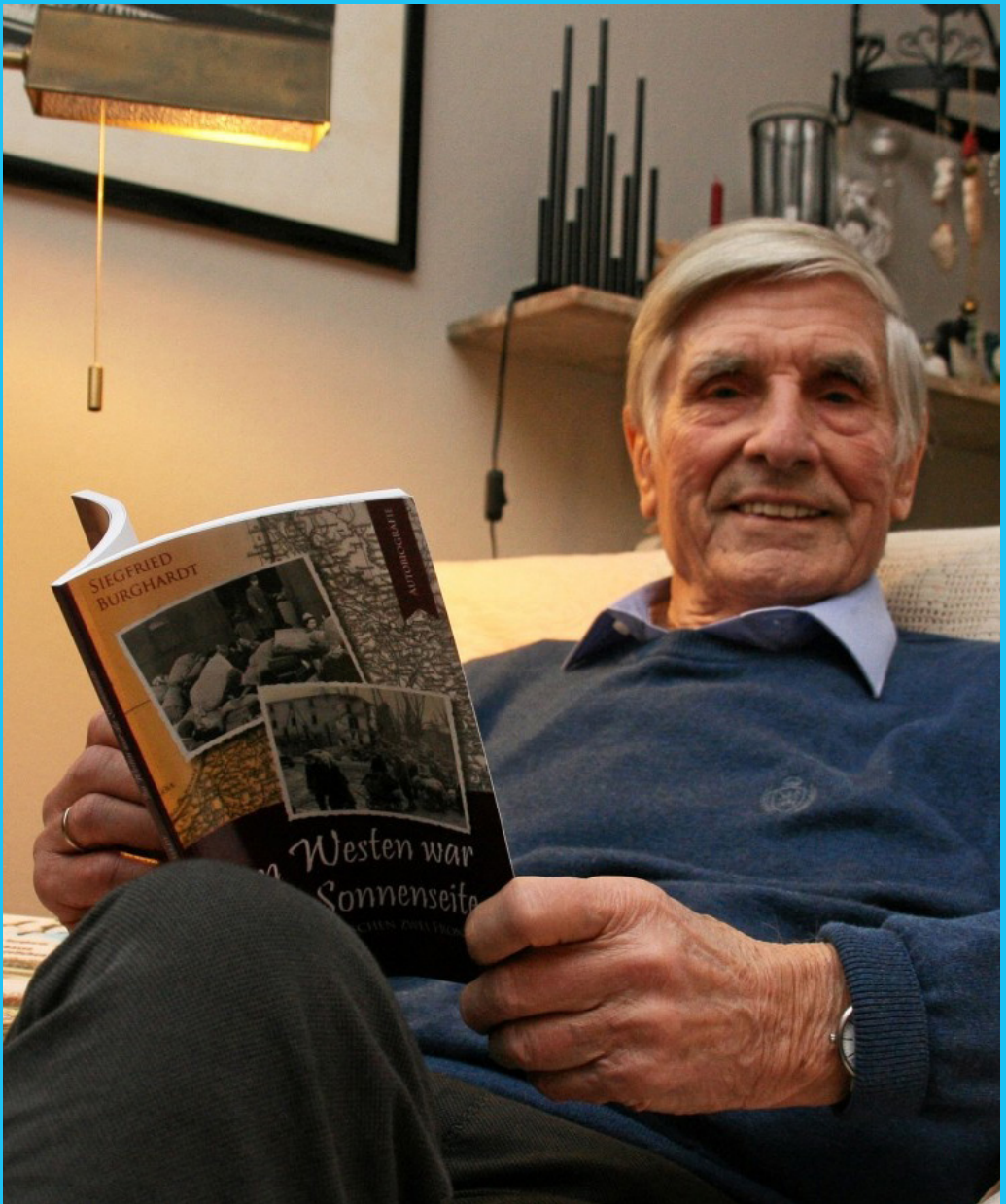
35. Jhg. März 2025 Nr. 3 (436)

MASURISCHE STORCHENPOST



**Der 21. März ist Welttag der Poesie
21. marca ochodzimy Światowy Dzień Poezji.**

Foto: <https://www.zspiaski.pl/> S.4/44



Siegfried Burghard S. 25/50

INHALT/ W tym numerze

- 4/44 - Welttag der Poesie und die Aktion „Give a Poem“.
- 10/41 - Jubiläum des Theaters in Olsztyn
Uwe Hanhkamp
- 15 - Rodachs Eroberung: 10. April 1945
Jörg Bernard Bilke
- 20/52 - Ein Jahrhundert der Knef
Grzegorz Supady
- 25/50 - Die „Masurische Storchenpost“ im
Fernsehen
Uwe Hahnkamp
- 27/48 - „Tötung einer Tante“ im Ermland
Grzegorz Supady
- 30 Der „Notarzt“ des Dorfes
Günter Schiwy
- 35/55 So war es mit dem Zirkus
Siegfried Lenz

Die Veröffentlichung gibt nur die Meinung der Autoren wieder und kann nicht mit dem offiziellen Standpunkt des Ministers für Inneres und Verwaltung gleichgesetzt werden/ Niniejsza publikacja odzwierciedla jedynie poglądy autorów i nie może być utożsamiana z oficjalnym stanowiskiem Ministra Spraw Wewnętrznych i Administracji.

Welttag der Poesie und die Aktion „Give a Poem“.

Welttag der Poesie am 21. März

Ein Fest für die Lyrik: Lesung im Berliner Haus für Poesie

Der 21. März ist Welttag der Poesie. Seit dem Jahr 2000 feiert der Tag die sprachliche Vielfalt und mündliche Traditionen rund um den Globus. In Deutschland findet die zentrale Veranstaltung zum Welttag unter Schirmherrschaft der Deutschen UNESCO-Kommission im Berliner Haus für Poesie statt.

Ab 19.30 Uhr tragen sechs Dichterinnen und Dichter von drei Kontinenten ihre Werke vor.

„Der Welttag ist eine Feier der kulturellen und sprachlichen Vielfalt, die durch die einzigartige Form der Poesie zum Ausdruck kommt“, erklärt der Generalsekretär der Deutschen UNESCO-Kommission Roman Luckscheiter. „Gerade in Zeiten gesellschaftlicher Umbrüche bietet uns Lyrik einen Raum der Reflexion. Sie kann Quelle für Freude und Hoffnung sein, Menschen zusammenbringen und denjenigen eine Stimme geben, die oft ungehört sind.“

Die Lesung ist eine gemeinsame Veranstaltung des Hauses für Poesie, der Akademie Schloss Solitude, des Berliner Künstlerprogramms des DAAD, der Kulturstiftung Schloss Wiepersdorf, des Internationalen Künstlerhauses Villa Concordia Bamberg und des Tschechischen Literaturzentrums Prag.

Die UNESCO feiert jährlich am 21. März den Welttag der Poesie. Der Tag erinnert seit dem Jahr 2000 an den Stellenwert der Poesie, an die

Vielfalt des Kulturguts Sprache und an die Bedeutung mündlicher Traditionen.

Die UNESCO weist der Dichtkunst auch im Zeitalter der neuen Informationstechnologien einen wichtigen Platz im kulturellen und gesellschaftlichen Leben zu.

Der Welttag der Poesie soll Verlage ermutigen, poetische Werke besonders von jungen Dichterinnen und Dichtern zu unterstützen und zu kulturellem Austausch beitragen.

Der **Welttag der Poesie** wird am 21. März begangen und wurde 1999 von der UNESCO (Organisation der Vereinten Nationen für Bildung, Wissenschaft und Kultur) ausgerufen, „um die sprachliche Vielfalt durch poetische Ausdrucksformen zu fördern und gefährdeten Sprachen mehr Gehör zu verschaffen“. Weiterhin soll ein interkultureller Austausch gefördert werden. Der Tag wird seit 2000 weltweit jährlich gefeiert.

Der Gedenktag soll auch dazu beitragen, dem Bedeutungsverlust der Poesie entgegenzutreten. Im 19. Jahrhundert seien, so der Literaturwissenschaftler Nikolas Immer, 20.000 Gedichtbände allein im deutschsprachigen Raum veröffentlicht worden – eine Zahl, die inzwischen utopisch erscheint. Mit dem Aktionstag soll gezeigt werden, dass die Poesie auch im Zeitalter der neuen Informationstechnologien einen wichtigen Platz im kulturellen und gesellschaftlichen Leben einnehmen kann.

Am Welttag der Poesie finden Lesungen, Ausstellungen und Rezitationen lyrischer Werke in Medien und Kulturinstitutionen statt. Weiterhin sollen poetische Werke veröffentlicht und Poesiepreise

vergeben werden. Besonders Schüler werden angesprochen. In einzelnen Jahren waren Kinder und Jugendliche auf der ganzen Welt aufgefordert, Gedichte zum Thema Gewalt und Frieden zu schreiben. Zudem trommelten sie an diesem Tag um 11:30 Uhr (MEZ) für den Frieden.

Die zentrale Veranstaltung zum Welttag der Poesie in Deutschland steht unter der Schirmherrschaft der Deutschen UNESCO-Kommission.

[https://de.wikipedia.org/wiki/Welttag_](https://de.wikipedia.org/wiki/Welttag)<https://www.unesco.de/aktuelles/welttag-heidelberg.de/HD/Leben/welttag+der+poesie>.

Der echte Dichter

Das Gedicht „**Der echte Dichter**“

stammt aus der Feder von **Theodor Fontane**

(Wie man sich früher ihn dachte)

Ein Dichter, ein echter, der Lyrik betreibt,
Mit einer Köchin ist er beweist,
Seine Kinder sind schmutzlig und unerzogen,
Kommt der Mietszettelmann, so wird tüchtig gelogen,
Gelogen, gemogelt wird überhaupt viel,
»Fabulieren« ist ja Zweck und Ziel.

Und ist er gekämmt und gewaschen zuzeiten,
So schafft das nur Verlegenheiten,

Und ist er gar ohne Wechsel und Schulden
Und empfängt er pro Zeile 'nen halben Gulden
Oder pendeln ihm Orden am Frack hin und her,
So ist er gar kein Dichter mehr,
Eines echten Dichters eigenste Welt
Ist der Himmel und - ein Zigeunerzelt.

<https://www.gedichte7.de/der-echte-dichter.html>

RAINER MARIA RILKE

Ich lebe mein Leben in wachsenden Ringen

Ich lebe mein Leben in wachsenden Ringen,
die sich über die Dinge ziehn.
Ich werde den letzten vielleicht nicht vollbringen,
aber versuchen will ich ihn.

Ich kreise um Gott, um den uralten Turm,
und ich kreise jahrtausendelang;
und ich weiß noch nicht: bin ich ein Falke, ein Sturm
oder ein großer Gesang. (1899)

<https://www.planetlyrik.de/>

Stefan Pioskowik

Nach all den Jahren

Bin ich mir im Klaren
Sie waren alle verloren
Ich bin erst jetzt geboren

Zu spät beinah
Aber es geschah
Zur Welt ich kam
Nicht mehr einsam

Ich in ihr lebe
Mit dir ich erlebe
Jeden Tag jede Nacht
Dieser Gefühle Allmacht

Gert O.E. Sattler

Landesfarben

blau

wie im Sommer der Tag,

rot

wie die Rose im Hag,

weiß

wie der Sand alter Uhren:

Das sind die Farben von Masuren.

blau

wie die Blume im Korn,

rot

wie die Ader im Zorn,

weiß

wie die Tracht der Auguren:

Das sind die Farben von Masuren.

Gert O.E. Sattler

Masurenlyrik aus der Storchentpost

Wisława Szymborska

Scheidung

Für die Kinder der erste Weltuntergang im Leben.
Für die ‚Katze ein neues Herrchen.
Für den Hund ein neues Frauchen.
Für die Möbel Treppen, Krach, rauf und runter.
Für die Wände helle Quadrate von den abgenommenen Bildern.
Für die Nachbarn unten ein Thema, das die Langeweile zerstreut.
Für’s Auto wär’s besser, wenn es zwei davon gäbe.
Für den Roman, das Gedicht — in Ordnung, nimm, was du willst.
Schlechter sieht’s aus mit Enzyklopädie und Videoanlage,
ja, und mit dem Handbuch für Rechtschreibung,
wo wahrscheinlich Hinweise sind auf zwei Namen -
soll man sie noch mit der Konjunktion »und« verbinden
oder schon mit einem Punkt trennen.

Wenn

Wenn Dinge sprechen könnten —
aber wenn sie sprechen könnten, könnten sie auch lügen.
Vor allem die gewöhnlichen, wenig geschätzten,
um endlich Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen.
Grauenhaft sich vorzustellen,
was mir dein abgerissener Knopf sagen würde,
und dir — mein Wohnungsschlüssel,
der alte Schwätzer.

Wisława Szymborska „Glückliche Liebe und andere Gedichte“

2021

Aus dem Polnischen: Renate Schmidgall und Karl Dedecius

Jubiläum des Theaters in Olsztyn

Uwe Hahnkamp

Das Allensteiner Stefan-Jaracz-Theater feiert im Jahr 2025 ein doppeltes Jubiläum. Begangen werden sowohl das 100-jährige Bestehen des Theaters als auch die 80-jährige Tradition einer polnischen Bühne in Allenstein. Über das ganze Jahr verteilt wird es verschiedene Veranstaltungen geben, um den Jubiläen eine feierliche Würdigung zu verleihen.

Wenn man mit dem Autobus Nummer 117 zur Allensteiner Gesellschaft Deutscher Minderheit fährt, muss man an der Haltestelle „Straße des 1. Mai/Stefan-Jaracz-Theater“ aussteigen. Im Moment wird diese nicht von der gelangweilten Männerstimme angekündigt, die üblicherweise die Passagiere des Nahverkehrs Allensteins nicht selten auf die Palme bringt, sondern von einer weiblichen schwungvollen Stimme mit dem Slogan „Stefan-Jaracz-Theater. Hier beginnt seit 100 Jahren die Kultur.“

Das Theater in Allenstein/Olsztyn feiert unter dem Motto „100 für das Hundertste“ sein 100-jähriges Bestehen, und die Ansage im Bus gehört zur Werbung für alle Feierlichkeiten, die in diesem Jahr anstehen.

Das Besondere ist jedoch, dass das Stefan-Jaracz-Theater erst sein 80. Jubiläum feiert, denn erst 1945 wurde das Theater polnisch und 1946 dann nach dem Schauspieler benannt.

Davor – tatsächlich vor 100 Jahren – war die kulturelle Einrichtung hinter dem Rathaus als Treudank-Theater gegründet und erbaut worden.

Die heutigen polnischen Kulturschaffenden sehen ihre Arbeit als Fortsetzung der theatralischen Aktivitäten in diesem Gebäude vor dem Krieg. Das ist verwunderlich, ist doch das Treudank-Theater ein Ergebnis der deutsch-polnischen Auseinandersetzungen bei der Volksabstimmung im südlichen Ostpreußen, und der Konflikte zwischen deutschem und polnischem Schulwesen, Zeitungen auf Polnisch und Deutsch und kulturellen Veranstaltungen in den jeweiligen Sprachen. Doch das Theater wird mit beiden Jubiläen gefeiert – ein hoffnungsvolles Zeichen, dass die Animositäten endlich der Vergangenheit angehören.

Bereits für die Mitte des 19. Jahrhunderts gibt es im südlichen Ostpreußen Dokumente und Berichte von Wandertheatern, die die Einwohner der Region erfreuten. Das arme Land und selbst die Städte erlaubten aus wirtschaftlichen Gründen nicht den Betrieb eines festen Ensembles. Dies änderte sich erst nach dem Ersten Weltkrieg, als das Theater im Vorfeld der Volksabstimmung 1920 eine politische Dimension erhielt.

Eine Person, die sich vor dieser Abstimmung stark für den Verbleib der südlichen Landkreise Ostpreußens beim Deutschen Reich engagierte, war Max Worgitzki. Er hatte ein Medizinstudium abgebrochen, dafür das Studium der Kunstgeschichte und Literatur beendet und von seinem Vater eine gutgehende Molkerei übernommen, die er erfolgreich weiterführte. In seinem Eintreten war er sehr hitzig, er wird dem Deutschen Ostmarkenverein (polnisch

nach den Anfangsbuchstaben seiner drei Anführer Hakata) zugeordnet, der in der polnischen Geschichtsschreibung einen sehr negativen Ruf hat, weil er gegen die polnische Minderheit hetzte... Im Bau eines Theaters in Allenstein sah er ein Mittel zur Bekämpfung der polnischen Agitation. Diese Idee setzte er nach der für die deutsche Seite sehr erfolgreichen Volksabstimmung konsequent in die Tat um. Er gründete 1922 die Landestheater Südostpreußen GmbH und erwarb von der Allensteiner Stadtverwaltung das Grundstück hinter dem Rathaus, auf dem das Gebäude bis heute steht. Traum umgesetzt und verloren.

Für das Projekt des Theatergebäudes konnte der Architekt August Feddersen gewonnen werden, der bereits mehrere bekannte Gebäude in Allenstein/Olsztyn entworfen hatte. Dazu gehören die Mühle beim Allensteiner Bahnhof, die Freimaurerloge in der heutigen Strasse/ulica Kajki und die ihr gegenüber liegenden Gebäude. Feddersen legte seine Pläne im Oktober 1924 vor, sodass das Theater 1925 zum fünften Jahrestag der Volksabstimmung in Ostpreußen in Betrieb genommen werden konnte. Das Theater erhielt in Bezug auf das überwältigende Ergebnis von 1920 den Namen „Treudank“, also Dank für die Treue der ostpreußischen Bevölkerung zum Deutschen Reich. Anfangs wurden nicht nur Theaterstücke, sondern auch Opern und Operetten aufgeführt. Trotz des neuen festen Standorts ging die Theatergruppe aber weiterhin auf Tour.

Mit dem Ende des Zweiten Weltkriegs war auch Worgitzkis Traum vorbei. Er selbst starb übrigens bereits 1937.

Durch einen glücklichen Zufall brannten die Soldaten der Roten Armee das Theatergebäude nicht nieder. Beschädigt wurde es den-

noch, konnte aber trotzdem schnell wieder in Betrieb genommen werden.

Im Mai 1945 übergab der russische Militärkommandant von Allenstein in den Räumen des „Treudank“-Gebäudes die Stadt an Jakub Prawin, den Bevollmächtigten der polnischen Regierung.

Eines der ersten im ehemaligen „Treudank“ aufgeführten polnischen Theaterstücke war anschließend am 18. November 1945 das bekannte Werk „Moralność Pani Dulskiej“ (deutsch „die Moral von Frau Dulska“). Auch in den neuen, polnischen Zeiten war das Ensemble viel in der Region unterwegs und bis heute suchen die Verantwortlichen den Weg nach außen.



Büste für Stefan Jaracz gegenüber dem Theater
Foto: Uwe Hahnkamp

Seit 1946 trägt das Theater den Namen von Stefan Jaracz. Er war noch in Österreich-Ungarn geboren, Schauspieler und Theaterintendant vor allem in Warschau. Im Zweiten Weltkrieg geriet er dort in Verbindung mit dem Mord an einem Gestapo-Spitzel in die Hände der Nazis, landete im Gefängnis und 1941 auch für kurze Zeit in Auschwitz. Eine Karriere nach Ende des Zweiten Weltkriegs war ihm nicht mehr vergönnt, er starb im August 1945 an den gesundheitlichen Folgen seiner Inhaftierung.

Ihm zu Ehren heißt es nun im Allensteiner Autobus „nächster Halt, Stefan-Jaracz-Theater“ und in diesem Jahr dazu noch „Hier beginnt seit 100 Jahren die Kultur“. Auf dass die Tradition noch lange bestehen möge!

Wochenblatt.pl

22.05.2025

P.S. Die erste Inszenierung fand im September 1925 statt. Damals wurde Goethes „Faust“ uraufgeführt.

Erinnerungen

Rodachs Eroberung: 10. April 1945

Noch im Winter 1944/45 hatte, obwohl amerikanische Truppen bereits auf deutschem Boden standen, ein NSDAP-Redner aus Coburg vor dem Rodacher Rathaus den andächtig lauschenden Zuhörern den „nahenden Endsieg“ verkündet. Davon sprach jetzt, wo amerikanische Panzerverbände unaufhaltsam Richtung Bayern vorstießen, niemand mehr.

Dass irgendetwas Schreckliches auf Rodach zukäme mit dem Vormarsch der Amerikaner, das war uns Kindern bewusst, denn zur Verteidigung Rodachs waren mehrere Panzersperren errichtet worden.

Am Bau dieser Sperren beteiligt war der Rodacher „Volkssturm“, zu dem zu meiner Verwunderung auch unser Nachbar Ewald Leuckart gehörte, der Besitzer der Glanzgoldfabrik Rodach uns gegenüber. Wenn man in der Innenstadt einkaufen wollte, musste man jetzt, um die Panzersperren zu umgehen, an der Hausers Villa in der Heldritter Straße durch den Garten laufen und konnte bis zuletzt durch eine kleine Tür in der Panzersperre in der Coburger Straße den Markt erreichen. An den Kellerfenstern unserer Glanzgoldfabrik in der Heldritter Straße hatte unser Arbeiter Gustav Weber aus dem Dammüllersweg die Gitterstäbe heraus gemeißelt, damit man fliehen konnte, wenn es brennen sollte.

Er hatte auch im Hühnerstall eine Grube ausgehoben und eine schwarze Eisenkiste darin versenkt mit unserem Tafelsilber und anderen Wertgegenständen. Eine Holzkiste mit Lebensmitteln

in Einweckgläsern hatte er in unserem riesigen Aschehaufen im Obstgarten vergraben.

Und dann fiel auf einmal die Schule aus! In der Osterwoche, noch im März, schickten uns die Lehrer nach Hause, ohne uns wissen zu lassen, wann diese unendlich langen Ferien, die bis in den Herbst hinein andauerten, denn zu Ende gingen. Meine Mutter hatte beschlossen, dass wir alle, Verwandte und Bekannte, den Angriff der Amerikaner auf Rodach im Gewölbekeller unserer Fabrik überstehen sollten. Friedel Wölfert und Marga Wietzel aus dem Dammüllersweg kamen, als schon ein amerikanisches Aufklärungsflugzeug über Rodach kreiste, leichtsinnigerweise über die Felder zu unserem Grundstück gerannt. Einer der deutschen Soldaten in unserem Garten, der die Feindlage erkunden wollte, stieg in voller Uniform ins Dachgeschoss unserer Fabrik und öffnete das Fenster nach oben. Eine Viertelstunde später schossen die Amerikaner zwei Granaten in die ersten Stockwerke von Wohnhaus und Fabrik. Im Wohnhaus durchschlug das Geschoss den Kleiderschrank meiner Eltern und verteilte Fetzen von Anzügen und Schlipsen meines Vaters, der 1944 in Lettland in russische Gefangenschaft geraten war, auf den umstehenden Apfelbäumen.

Und dann hörten wir, als wir nach dem Angriff aus dem Keller in den Garten hochgestiegen waren, wie die Scheune in Fladts Bauernhof schräg gegenüber brannte. Das war so laut, dass man sich kaum noch verständigen konnte. Die Kühe brüllten im Stall, Tauben schwirrten ziellos durch die Luft, ausgebrochene Pferde rannten verstört durch die Gegend. Auch in unserem Garten standen plötzlich Kühe und Pferde, die trotz des Aufruhrs ringsum fried-

lich das Gras abfraßen. Gehörten die jetzt uns? In der Rodacher Innenstadt brannten mehrere Häuser, so das von Sattlermeister Max Vock in der Heldburger Straße und der Kindergarten auf dem Schlossplatz.

Am späten Nachmittag, als Fladts Scheune nur noch qualmte, kamen die Amerikaner in ununterbrochener Folge die Heldritter Straße heraufgefahren: Jeeps, Lastwagen, Panzerspähwagen, Panzer! Der kleine Junge von acht Jahren, der ich damals war, stand stundenlang am Gartenzaun, sein Kinn reichte gerade bis zu den Latenspitzen, während sein Augen sich nicht sattsehen konnten, an den fremden Soldaten mit weißer, brauner, schwarzer Hautfarbe, die in endloser Kolonne hinter Leuckarts Glanzgoldfabrik und hinter dem Häuschen von Alma Weber, der Großmutter meines Freundes Erhard Leicht, in die frisch bestellten Felder einbrachen und die grüne Saat niederwalzten, dort in der Abenddämmerung Rugby spielten und sich rechteckige Erdlöcher gruben, die sich mit Stroh auspolsterten, um darin zu schlafen.

Unseren Garten hatten sie auch erobert: Sie rissen die morschen Zaunlatten ab, um sie als Feuerholz zu benutzen. Überall saßen sie unter den Bäumen, kochten Kaffee, schlugen Eier in Bratpfannen und stießen, Kaugummi im Mund wälzend, unverständliche Laute aus. Außerdem wollten sie unsere Hühner schlachten, die aber meine Mutter vorsorglich im Taubenschlag versteckt hatte. In einem Jeep saß ein Offizier und telefonierte mit Max Steitz, Rodachs zweitem Bürgermeister, um ihn zur kampflosen Übergabe der Stadt zu bewegen: „Rodach, surrender!“ (Rodach ergib dich!).

Unsere Hühner fingen sie nicht, wohl aber zwei SS-Offiziere, die sich, ohne dass wir es gewusst hätten, in einem Reisighaufen unter der Tanne versteckt hatten. Fast wären meine Mutter und meine Tante deshalb verhaftet und mitgenommen worden! Aber die Villa von Leuckarts gegenüber beschlagnahmten sie als Hauptquartier in Rodach und setzten die weinende Hilde Leuckart auf einem Stuhl vor das Gartentor in der Heldritter Straße, wo sie dann von ihrer Schwester Ilse Ritz vom Sägewerk in der Heldburger Straße abgeholt wurde.

Als es dunkel geworden war an diesem ersten Tag des Friedens, und meine beiden Schwestern Karla und Marei sowie Base Maren schon schliefen, sprach mich ein amerikanischer Soldat im Garten vor unserer Waschküche an und deutete auf zwei schwarze Kästen, die er mir schenken wollte. Es waren ein Grammophon mit einer Kurbel zum Aufziehen und eine Schallplattensammlung. Das hatten sie wohl irgendwo in Thüringen bei ihrem Siegeszug mitgenommen. Ich schleppte die beiden Kästen ins Wohnzimmer. Mutter und Tante schlossen die Fensterläden von innen, zogen die Fenster zu und die Vorhänge vor und begutachteten bei Kerzenlicht mein amerikanisches Geschenk. Jede Platte wurde einzeln geprüft: Die in Schellack gepressten „Führerreden“, die Platten mit den NS-Liedern und Märschen, die gestern noch die Herzen hatten höher schlagen lassen, wurden sofort zertrümmert. Das „Dritte Reich“ war schließlich, seitdem die Amerikaner im Garten standen, untergegangen. Es konnte gefährlich sein, solche Erinnerungen aufzuheben, auch die Karte von „Großdeutschland“, die immer hinter der Küchentür an der Wand gehangen hatte, war über Nacht verschwunden. Abwechselnd lasen meine Mutter und meine Tante

vor, welche Platten sie gleich vernichten würden: den „Badenweiler Marsch“, das „Horst-Wessel-Lied“ und das „Deutschlandlied“, das zuletzt und das besonders. Staunend und ratlos musste ich mit ansehen, wie mein amerikanisches Geschenk immer kleiner und kümmerlicher wurde. Behalten durfte ich den „Steinmetzmarsch“ und den „Finnischen Jägersmarsch“. Auch die Operettenlieder, die ich in meinem Alter noch nicht verstand, durften bleiben.

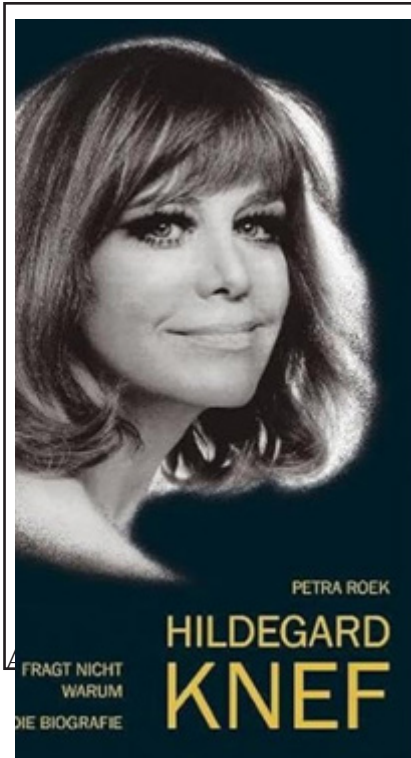
Glücklich schlich ich in mein Bett. Ich war plötzlich reich geworden. Am nächsten Morgen wollte ich das alles meinem Freund Erhard Leicht im Dammüllersweg erzählen. Der würde staunen!

Am nächsten Morgen, Mittwoch, 11. April 1945, erwachte ich, weil schräg unter meinem Fenster im Taubenschlag der Hahn krächte. Ich sah verstohlen hinaus, es dämmerte schon, schlaftrunkene Amerikaner taumelten durch das taunasse Gras und sahen verwundert in die Höhe, wo der Hahn krächte.

In allen Bäumen unseres weitläufigen Gartens veranstalteten die Vögel ein Freudenkonzert über das Kriegsende, und über der Veste Coburg ging die Sonne auf

Jörg Bernhard Bilke

Coburg, 13. März 2025



Ein Jahrhundert der Knef von Grzegorz Supady

Als leidenschaftlicher Liebhaber von verschiedenen Kultursendungen harre ich jeden Sonntag bis spät in die Nacht aus, um mir „Titel, Thesen, Temperamente“, allmonatlich auch das daran anschließende Büchermagazin „Druckfisch“ von Denis Scheck, anzusehen.

Am 23. März dieses Jahres besprach man bei „ttt“ unter anderem einen neuen Dokumentarfilm über Hildegard Knef, eine deutsche Schauspielerin und Chansonistin, die im deutschen Sprachraum Marlene Dietrich, in Polen vielleicht der Sängerin Ewa Demarczyk, am nächsten steht. Der Film „Ich will alles. Hildegard Knef“ wurde von Luzia Schmid gedreht und erlebte auf dem letzten

Berlinale Premiere.

Am darauffolgenden Tag habe ich darüber etwas mehr recherchiert, sodass ich bald heraus finden konnte, dass der eigentliche Anlass zur Entstehung des Filmes der 100. Geburtstag der Knef, wie sie oft im Volksmund schlicht genannt wird, war. Als nächstes kam mir in den Sinn, eine Autobiografie dieser 2002 verstorbenen Künstlerin in einer Bibliothek gesehen zu haben.

Infolgedessen konnte ich mich schnell in eine spannende Lektüre des erstmals 1970 herausgebrachten Buches „Der geschenkte Gaul“ vertiefen. (wurde ein Welterfolg und in 17 Sprachen übersetzt.)

Von Anfang an verläuft sie nach einem Alfred Hitchcock entlehnten Motto: „A good film should start with an earthquake and be followed by rising tension“ (Ein guter Film soll mit einem Erdbeben anfangen, dem eine immer spannendere Handlung folgen soll).

Zugegeben, obwohl ich mit dem Lesen dieses Buchs noch lange nicht fertig bin, möchte ich hiermit schon jetzt den Großvater der Knef mütterlicher seits kurz vorstellen. Und das aus dem folgenden Grund: Karl Groehn (1865-1946) war aus Masuren gebürtig! Daher will ich hiermit einige längere Passagen aus der Autobiografie anführen, um diese wohl interessante Tatsache zu belegen, zumal Karl Groehn keine unwesentliche Rolle im Leben von Hildegard (Hilde), übrigen sehnlich wie es im Leben des österreichischen Schriftstellers Thomas Bernhard der Fall war, spielte.

Die Verfasserin von „Der geschenkte Gaul“ leitete ihre inhaltsreichen Erinnerungen gerade mit der Geschichte rund um ihren geliebten Opa ein: „Liebeserklärungen meinen Großvater“.

„Meiner hieß Karl, er war mittelgroß und genauso kräftig, wie er aussah. Ertrug den Kopf sehr gerade, die Wirbelsäule auch, und er hatte einen großen Mund mit vielen Zähnen; er hatte sie noch alle 32, als er mit 81 Jahren Selbstmord machte“ (S. 5).

Dann setzte die Autorin die Ausmalung des Portraits ihres Vorfahren folgendermaßen fort:

„Er war polnisch-ostpreußischer Abstammung, er sprach selten über seine Familie, sehr mühsam fand ich heraus, dass sein Vater sämtliche Güter verspielt und versoffen hatte, dass seine Mutter während einer Schwangerschaft einen Nervenzusammenbruch hatte und die Tochter, die darauf zur Welt kam, sechzehn Jahre später verrückt wurde [...]“ (S. 5).

So schilderte die Verfasserin ihre jugendlichen Begegnungen in der Wohnung ihres Großvaters:

„Wir saßen an dem großen Tische, ich auf dem alten Sofa unter der krächzenden Uhr, die Hängelampe war mit Tüchern verbunden wie ein verletztes Kuheuter. Erst musste ich essen, und während ich kaute, fing er an, zu erzählen... Ganz früher, als ich seine Worte noch nicht verstand, hatte er mir erzählt, und jetzt wieder: von seiner Jugend und den masurischen Seen, über die man im Winter mit von Pferden gezogenen Schlitten rasen konnte, von dem Gymnasium, das er nach dem Zusammenbruch des Vaters in Holzpantinen besuchen musste und von den anderen, noch reichen Verwandten, die die plötzlich verarmten Kinder auf ihre Güter holten, um sie dort auf den Feldern schuften zu lassen und in die Dorfschule zu stecken... er hatte nichts vergessen, und sein Hass und seine Trauer waren so frisch wie damals, als er vor diesen Verwandten nach

Berlin flüchtete. Dann sang er leise ein polnisches Lied, das ich oft von ihm gehört hatte und dass er mir nie übersetzt hatte. Er trank nicht gern Alkohol, aber nach dem polnischen Lied gab es immer Rotwein, das war schon früher so gewesen [...]“ (S. 13).

Schon diese Auszüge geben genug Auskunft über die sozialen Verhältnisse in Deutschland vor dem Hintergrund des Ersten Weltkrieges. Es ist allerdings sehr schade, dass der genaue Herkunftsort von Karl Groehn unbekannt bleibt und dass es nicht überliefert wurde, um was für ein polnisches Lied es sich handelte, das so oft von Hildegard Knefs Großvater in seinen schwermütigen Stunden vorgesungen wurde.

Die Autorin erwähnt ansonsten noch eine Klavierlehrerin, die in demselben Haus wie ihre eigene Familie in Berlin wohnte. Diese soll regelmäßig das „Gebet einer Jungfrau“ sowie das „Wolgalied“ vorgetragen haben. Beim ersteren Musikstück geht es übrigens um ein seinerzeit sehr bekanntes Klavierwerk der polnischen Komponistin Tekla Bądarzewska (1823-1861). Beim anderen geht es um eine Arie aus der Operette „Der Zarewitsch“ von Franz Lehár, dessen Libretto nach dem gleichnamigen Stück von Gabriela Zapolska entstanden war. Schon diese zwei Beispiele zeugen davon, wie sehr sich der polnische und der deutsche Kulturkreis auch zu jener geschichtsträchtigen Zeit überschnitten hatten.

Über die traurigen Beweggründe, die zum Selbstmord ihres Großpapas führten, berichtete Hildegard Knef, indem sie sich an ihr kurz nach Kriegsende stattgefundenes Debüt im Berliner Theater „Tribüne“ erinnerte:

„[...] vor der Vorstellung kam eine Frau auf einem verrosteten

Fahrrad und brachte mir einen Brief; er war sehr dick und hatte keinen Absender und keine Anschrift. Er fing an: „Mein geliebtes Kind, ich bin zu alt, um die Grausamkeiten vergessen zu können und auch um dir nützlich zu sein...“, und er hörte auf: „... vielleicht wirst Du mich eines Tages verstehen und mir verzeihen...“.
(S. 14)

Foto aus Seite 20: <https://www.amazon.pl/>

Hildegard Knef (1925 - 2002)) – deutsche Theater- und Filmschauspielerin. Sie war insbesondere als Chansonsängerin (beispielsweise mit ihrem Erkennungslied „Für mich soll's rote Rosen regnen“)

Hannover-Allenstein. Zeitzeuge als Fernsehstar

Die „Masurische Storchenpost“ im Fernsehen

Uwe Hahnkamp

Wenn jemand in Deutschland etwas über das ehemalige Ostpreußen oder auch andere heute in Nordpolen liegende früher deutsche Gebiete erfahren will, hat er eine große Chance beim Norddeutschen Rundfunk NDR.

Die Redakteure dieses Fernsehsenders sind häufig auf der Suche nach Spuren und kulturellen Themen in den Regionen, die ähnlich wie die norddeutschen Bundesländer mit der Backsteingotik verbunden sind. Diese ist ein Ausdruck einer Nähe in Kultur und Leben, die sich auch in langjährigen Partnerschaften von Städten und Regionen zwischen Deutschland und Polen niedergeschlagen hat.

In der ersten Woche im März dieses Jahres waren jeden Tag für den frühen Abend um 19.30 Uhr auf NDR Niedersachsen Beiträge zum Thema Ostpreußen angekündigt. Am Dienstag, dem vierten März, hatte die zuständige Redakteurin ein Interview mit dem Zeitzeugen Siegfried Burghardt eingeplant. Der treue Leser und Autor der „Masurischen Storchenpost“ stand in der zweiten Hälfte der Sendung „Hallo Niedersachsen“ Rede und Antwort insbesondere zum langen Weg ins Gebiet der heutigen Bundesrepublik während der Flucht am Ende des Zweiten Weltkriegs.

Von Ortelsburg aus führte ihn sein Weg wie so viele andere Flüchtlinge in Richtung Ostsee. In Kolberg erlebte er die Ankunft

eines Bootes mit geretteten Passagieren des versenkten Flüchtlingsschiffs „Wilhelm Gustloff“.

Während er selber über Stettin und Berlin nach Hannover gelangte, hatten seine Cousinen nicht so viel Glück, wie er schilderte. Eine von ihnen starb, eine wurde verletzt, eine wurde verschleppt. Drei leider sehr typische Schicksale aus jener Zeit.

Flankiert wurden die Erzählungen von Siegfried Burghardt durch Erklärungen von Doktor Joachim Mähnert, dem Direktor des Ostpreußischen Landesmuseums in Lüneburg, der die allgemeine Geschichte hinter den Geschehnissen näher beleuchtete.

Für Zuschauer aus der heutigen Woiwodschaft Ermland-Masuren, die mit den Themen der Geschichte und der deutschen Minderheit in der Region vertraut sind, gab es dann noch einen optischen Höhepunkt in leuchtendem Hellblau. In einer der Einstellungen während des Beitrags wurde Siegfried Burghardt nämlich mit einem offenen Exemplar der „Masurischen Storchenpost“ in der Hand gezeigt. Sie ist nun einmal ein wichtiger Teil seines Lebens. Für diesen und für viele weitere Beiträge zu Ostpreußen, dem Ermland und Masuren sowie weiteren Regionen, die für die deutsche Minderheit im Norden Polens von Bedeutung sind, ein großes Dankeschön an die Redakteurinnen und Redakteure des Norddeutschen Rundfunks.

Der Film kann unter folgendem Link angesehen werden:

<https://www.ardmediathek.de/video/hallo-niedersachsen/80-jahre-flucht-aus-ostpreussen-ein-zeitzeuge-berichtet/ndr/Y3JpZDovL25kei5kZS85MjMxZjU3Zi1lNmUyLTQ4NGUtYTJhMi1kMzlmMTdiYjhjZWU>

„Tötung einer Tante“ im Ermland

von Grzegorz Supady

Als ich an einem sonnigen Donnerstag im März 2025 von der Uni nach Hause kam, war ich nicht sehr gut gelaunt. An diesem Tag schrieben nämlich meine Studentinnen und Studenten einen Test. Leider schnitt eine Person schlecht ab, was der Grund dafür wurde, dass sich ihr großer Kummer über mich ergoss.

In der Innenstadt musste ich von der Straßenbahn in den Bus umsteigen, der mich während der nachmittäglichen Hauptverkehrszeit in meine Wohnsiedlung bringen sollte. Ich möchte hiermit hinzufügen, dass ich normalerweise eine Art „Übergangsritus“ auf dem Heimweg aus der Stadt erlebe, und zwar dann, wenn ich einen dort befindlichen Eisenbahnviadukt passiere.

Ich fühle mich in diesem Augenblick irgend wieerleichtert und beruhigt, weil ich verschiedene „Miasmen der Stadt“ losgeworden bin.

Es befanden sich viele Passagiere im Fahrzeug, so dass ein großer Teil von ihnen stehen musste, was mit der jüngsten Reduzierung innerhalb des öffentlichen Verkehrs durch die Stadtverwaltung zusammenhängt.

Ich schaffte es jedoch, einen Platz direkt neben der mittleren Tür des Busses zu ergattern.

Nach zwei Stopps tauchten darin zwei heranwachsende Jungen auf, beladen mit ihren Schultaschen, die wohl auch nach dem Schulabschluss nach Hause zurückkehrten.

Ich werde nun versuchen, den Inhalt eines Gesprächs, das sie damals miteinander führten, ganz genau zu zitieren:

Mensch, man hat meine Tante ermordet!

Wie kommt es, dass sie ermordet wurde, leg schon los, wer und wo?

Ich meine, sie wurde eigentlich getötet. Von Ärzten!

Aber wie kommt es, dass die Ärzte sie umgebracht haben?

Na ja, weißt du, sie haben am Sonntag all diese Schläuche am Tropf gekappt, also ist meine Tante gestorben.

Aha, hmm. Naja. Und wie alt war deine Tante?

Sie war Jahrgang 1935. Es war eine Schwester meiner Urgroßmutter.

Sie war nun in die Jahre gekommen. Aber so einfach eine alte Frau zu töten...

Genau! Ich hatte nicht einmal Zeit, sie über ein paar Dinge zu befragen. Und sie wusste so viele verschiedene Dinge.

Was zum Beispiel?

Etwa das, dass sie sich noch an die alten Zeiten erinnerte, als hier noch Ostpreußen war. Weißt du, sie hat ihr ganzes Leben hier in der Nähe von Allenstein gelebt, in einem ermländischen Dorf namens XYZ.

Aaaaaa...

Also, diese Zeiten sind sehr schlecht dokumentiert. Niemand weiß etwas davon. Ich hatte ungefähr drei Videos, auf denen man etwas sehen konnte. Aber jetzt ist es zu spät...

Ich würde gerne noch mehr Details über diese angebliche Tötung bzw. Ermordung einer Tante erfahren, zumal ein schon verstorbener polnischer Schriftsteller eine Prosa mit eben diesem Titel geschrieben hat. Leider mussten die beiden jungen Männer aussteigen.

Wie auch immer, das Gespräch zwischen ihnen gab mir einen Anstoß, über die Einstellung der jungen Generation zur Vergangenheit, zum kulturellen Erbe, zur Geschichte und schließlich zur eigenen Familie nachzudenken.

Seien wir ehrlich, nicht alle Jungen in diesem Alter stellen sich solche Fragen, die man als „ontologisch“ bezeichnen könnte. Auch wenn man nicht verallgemeinern kann, drehen sich die Gedanken der jungen Generation wohl viel häufiger um Elektronik, Autos und Sport.

So oder so – vielleicht wird sich dieser ermländische Nachfahre, der den Tod seiner Tante so authentisch erlebt hat, wirklich zu Herzen nehmen, dass er in seinem jungen Leben schon etwas vernachlässigt hat und in Zukunft anfängt, sich zu fragen, wo er herkommt. Und als Ergebnis wird er in einer derzeit näher nicht definierbaren Form popularisieren, was ihm so schlecht dokumentiert erscheint.

Aus meiner Sicht ist es nie zu spät, auf diese Art und Weise zu handeln, wovon etwa der Erfolg von Joanna Wilengowskas Buch „*Król Warmii i Saturna*“ (Der König von Ermland und Saturn) am besten zeugt.

Die Autorin beschloss nämlich, erst in einem relativ reifen Alter, ihre ethnische Identität mit der ermländischen Identität ihres Vaters zu konfrontieren. Und ich habe keinen Zweifel daran, dass aus all dem etwas Gekonntes entstanden ist.

Damals in Kreuzofen

Der „Notarzt“ des Dorfes

Von Günter Schiwy

Wir leben heute in einer Zeit, in der sich viele Menschen von der Natur und damit der natürlichen, ,Lebensweise weit entfernt haben. Dabei ist die Kenntnis und Anerkennung von Heilpflanzen wohl so alt wie die Menschheit selbst. Deshalb ist dieser Erfahrungsschatz der heilenden Pflanzen und ihrer Kräuter in meiner Heimat Masuren sehr gepflegt und das Wissen darüber von der älteren an die jüngere Generation weitergegeben worden.

Seit fast 2.000 Jahren haben Ärzte und selbst Staatsmänner, wie der römische Schriftsteller Plinius, das ärztliche und botanische Wissen des Altertums zusammengetragen und niedergeschrieben. Mit Hilfe und Unterstützung Karls des Großen haben Benediktinermönche schon im 8. und 9. Jahrhundert Kräutergärten angelegt, um die Heilkraft der Pflanzen zu erproben und zu erforschen.

So verfügte man bereits im Mittelalter über ein reiches Wissen von Krankheiten und deren Heilungsmöglichkeiten mit Pflanzen. Denken wir nur an die Kräuterschrift der heiligen Äbtissin Hildegard von Bingen im 12. Jahrhundert, die die „Hildegard-Medizin“ begründete.

Jahrtausendlang sind böse Geister und Dämonen sowie erzürnte Götter und rachsüchtige Hexen für alle Leiden und Krankheiten verantwortlich gemacht worden. Auch das Mittelalter war noch von finsterem Aberglauben beherrscht. Kenntnisse über Pflanzen

und ihre Wirkungen brachten viele Menschen bis in unsere Zeit als Hexen oder Hexer auf den Scheiterhaufen. Herausragende Persönlichkeiten der Kräuterkunde waren Pfarrer Sebastian Kneipp und der Schweizer Kräuterpfarrer Johann Kunzle.

Die Naturheilkunde - wie wir sie heute bezeichnen - entstand in den Händen von Laienbehandlern. Sie pflegten ihre Patienten aufgrund ihrer Erfahrung und Beobachtung sowie Wirkung der von ihnen angewandten Heilmittel. So entwickelten sie ihre eigene Behandlungsmethoden, die darauf abzielten, Reize und Reaktionen beim Kranken auszulösen, um durch sie die Heilung herbeizuführen. Sie wussten auch, dass für jede Krankheit ein Kraut, eine Pflanze gewachsen ist! Man musste nur die richtige anwenden! Denn der liebe Gott ließ die Arznei aus der Erde wachsen! Und wer vernünftig war, der ließ diese Heilstoffe auf sich wirken!

In meinem masurischen Heimatdorf Kreuzofen, das mitten in der Johannisburger Heide gelegen ist und wie eine Insel zwischen traumhaften Wäldern und Seen lag, war der Aberglaube ebenfalls stark vertreten. Vieles konnten sich die naturverbundenen Masuren nicht erklären. Doch die Wirkungen der Heilkräuter, die vor ihrer Türe wuchsen, waren ihnen durch ihre Vorfahren hinreichend bekannt.

Unser 500-Seelen-Dorf hatte keinen Arzt! Die nächsten praktizierenden Ärzte wohnten vom Ort 20 bis 30 km entfernt. Außerdem waren sie für die Dörfler zu teuer. Nur in den schwierigsten Fällen wurde der Arzt gerufen! Alle anderen Krankheiten behandelten sie selbst!

Deshalb wohnte auf dem Abbau Roßbeck die alte Frau Kloss. Sie verstand nicht nur mit dem „6. Buch Mose“ gut umzugehen, sondern galt in der Umgebung auch als heilbringende Kräuterfrau.

Ferner konnte die zarte und kleine Person ausgezeichnet massieren und die Glieder wieder einrenken. Bei hohem Blutdruck, bei Kopf- und Zahnschmerzen sowie Venenentzündungen wandte sie Blutegel an, die sie in einer Flasche aufbewahrte und mit einem Leinenlappen versah. Sie war der „Notarzt des Dorfes“, weil sie sich auch auf das Besprechen verstand.

Falls in den Familien ein Angehöriger verstarb, übernahm sie das Waschen, Einkleiden und Einsargen. Hatte jemand einen Fremdkörper, zum Beispiel Sand oder einen Splitter, im Auge, dann holte sie diesen mit der Zunge wieder heraus. Doch sie half nicht nur den kranken Dörflern, sondern auch ihrem Vieh. Praktizierte auch als „Viehdoctor“. Sie war eben der „Notarzt für alle Fälle“.

Frau Kloss war in unserem Dorf eine angesehene und hilfreiche ältere Dame, mit der es galt, sich gut zu stehen. In den großen Familien war sie oft bei den Bauern und Landwirten im Haus oder Stall zu sehen, wo sie ihr Wissen bei den Krankheiten zum besten gab.

Vom Frühjahr bis zum Herbst traf man sie mit einem Weidenkorb auf den Feldern, Wiesen, im Wald oder am See, wo sie ihre Heilpflanzen und -kräuter sammelte. Ein besonders gutes Verhältnis unterhielt sie zu den Förstern und zum Fischereipächter.

In ihrem Holzhaus sah und roch es wie in einer Apotheke oder in einem Labor. Überall standen mit Aufschriften bezeichnete Flaschen, Blechdosen, Töpfe und Tassen sowie Schüsseln herum.

An den ausgespannten Leinen hingen Beutel, Kräuter, Moose und Flechten. In einem dicken Diariumbuch standen die verzeichneten uralten Rezepte und Ratschläge für die verschiedensten Krankheiten, selbst für bösartige. Dieses Diariumbuch lag auf einem Stehpult und war mit einer verschließbaren Krempe versehen.

Das Sammeln, Aufbewahren und Zubereiten der Heilkräuter war ein sorgsam gehütetes Familiengeheimnis, das sich von der Mutter auf die Tochter Übertrug. Über wie viele Generationen diese Erfahrungen der Krankenhilfe bestanden haben, vermag ich nicht zu sagen. Ich weiß nur, dass die alte Frau Kloss ihre Erfahrungen über die Heilkraft und Wirkung der Heilpflanzen auf die verschiedensten Krankheiten laufend in dieses Buch eintrug, es also vervollständigte.

So gab sie meiner Mutter, die Diakonisse und Kinderkrankenschwester im Kruppelheim in Angerburg war und von der Materie auch ein wenig verstand, Hinweise zum Trocknen der Heilkräuter, über er die verschiedensten Zubereitungsarten, wie Aufguss, Kaltauszug, Essenztinktur, Frischsaft, Dunstumschläge, Salben- und Ölbereitung sowie Kräuterbäder als Sitz- und Vollbad. Frau Kloss und meine Mutter tauschten einige Erfahrungen aus und ergänzten einander.

Meine Mutter hatte auf dem Hausboden ebenfalls einen großen Vorrat an getrockneten Heilkräutern, die wir Kinder mit ihr gesammelt haben. Sie wurden in Leinenbeuteln aufbewahrt. Natürlich hatte meine Mutter nur jene Kräuter, die insbesondere für Kinderkrankheiten gebraucht wurden.

Frau Kloss hat selbstverständlich für ihre „Notarzt“-Bemühungen

und Hilfen kein Geld genommen. Doch ihr sind in der Regel Lebensmittel - wir pflegten Naturalien zu sagen - zugesteckt worden, wie Schinken, Wurst, Milch, Butter, Eier, geschlachtetes Geflügel, Fleisch, Mehl, Kartoffeln oder gelegentlich auch Brot und Kuchen. Sie war eine sozial denkende und hilfsbereite Frau, die in Nöten allen Dorfbewohnern ohne Ansehen ihre Dienste anbot, ganz gleich, ob sie arm oder begütert waren.

Ihre Diagnosen sind stets vom behandelnden Arzt bestätigt und ihre spontanen Hilfen - auch des Nachts in akuten Fällen - begrüßt worden. Zwischen den Landärzten und Frau Kloss hat es nie Meinungsverschiedenheiten oder Schwierigkeiten gegeben. Die Doktoren und der „Notarzt des Dorfes“ haben einvernehmlich, Takt- und vertrauensvoll zum Heil und Segen der Dorfbewohner zusammengearbeitet!

Ich erinnere mich heute in Dankbarkeit der Frau Kloss, die auch unserer Familie bei akuten und von großen Schmerzen begleiteten Krankheiten liebevoll und selbstlos geholfen hat!

Die neunte der masurischen Geschichten aus Suleyken

So war es mit dem Zirkus von Siegfried Lenz

Wie der Zirkus mit vollem Namen hieß, daran kann ich mich nicht mehr genau erinnern, aber er muß so ähnlich geheißen haben wie »Anita Schiebukats Wanderbühne«. War natürlich ein Ereignis ersten Ranges, dieser Zirkus, was man schon daraus entnehmen kann, daß es schulfrei gab für die Suleyker Jugend, daß die Arbeit auf den Feldern ruhte und in keinem Häuschen von etwas anderem gesprochen wurde als von ihm, dem Zirkus. Dabei war er gar nicht mal so groß; zumindest fand er Platz auf der Feuerwehrwiese, baute sich da ein Zeltchen und stellte seine Wagen hübsch in der Nähe auf.

Alles ging schnell und lautlos, und ehe sich die Suleyker Gesellschaft versah, war sie schon von Anita Schiebukats Wanderbühne gebeten, die erste Vorstellung zu besuchen. Eine Kapelle spielte werbende Weisen, ein alter Elefant wurde herumgeführt, vielsagende Geräusche lagen in der Luft — das Zeltchen füllte sich alsbald. Man brachte sich Eingemachtes mit, Salzgurken, Pellkartoffeln, geräucherte Fische, man begrüßte einander, promenierte ein Weilchen auf der Wiese und betrat dann, in plaudernden Gruppen, den Ort der Veranstaltung.

So. Und dann begrüßte Anita Schiebukat, ein kräftiges, wohlgenährtes Weibchen, die Gesellschaft höchstpersönlich, fand annehmbare Schmeicheleien, diese Person, ließ sich beklatschen und

verschwand. Aber bevor sie verschwand, rief sie noch: »Es ist«, rief sie, »eröffnet«, und in selbigem Augenblick ging es los.

Die Suleyker Gesellschaft stöhnte vor Entsetzen, verbarg das Gesicht hinter den Händen, wimmerte, und gelegentlich waren auch kleine Angstrufe zu hören.

Damit nicht genug. Dieser halbnackte, schwitzende Mensch zog die Messer aus dem Holz heraus, trat ein paar Schrittden zurück und begann, die scharfen Dinger wieder nach dem Weibchen zu schleudern, so unziert wie möglich.

Na, da erwachte endlich bei einigen Suleyker Herren der Sinn für das, was erlaubt ist. Und am vollkommensten erwachte er bei dem riesigen Flußfischer Valentin Zoppek. Der stand einfach auf von seinem Bänkchen, trat in die Arena, ging seelenruhig zu dem Menschen mit den Messern hin und sagte: **»Dies Frauchen«, sagte er, »hat so freundliche Worte gefunden zur Begrüßung. Warum schmeißt du sie, hol's der Teufel, mit Messern? Noch ein Messer, sag' ich, und du bekommst es mit mir zu tun. Bei uns wird nicht mit Messern auf Menschen geworfen. Hab' ich richtig gesprochen?«**

»Richtig«, murmelte die Suleyker Gesellschaft. Anita Schiebukat kam schwer atmig herbei, erkundigte sich rasch, erfaßte die Lage zur Genüge und gebot dem halbnackten Menschen, nach hinten zu gehen – was er auch, begleitet vom Murren der Gesellschaft, tat. Er hätte nicht so mir nichts dir nichts verschwinden können, wenn Anita Schiebukat nicht bereits wieder ein sorgloses Lächeln verströmt hätte, womit sie jedermann beruhigte.

Mit demselben Lächeln kündigte sie sodann ein verschmitztes buckliges Herrchen an, das, in Frack und Zylinder, in die Arena hüpfte, Kußhände in die Gesellschaft warf und auf Beifall wartete, bevor es überhaupt etwas gezeigt hatte. Plötzlich aber, ehe ihm jemand folgen konnte, griff dieser Bucklige schnell in die Suleyker Luft, und was er in der Hand hielt: es war ein mild duftender Fliederstrauß. Übermäßige Laute des Staunens erklangen im Zeltchen, man warf ihm in spontaner Begeisterung Salzgurken zu, die er geschickt auffing, auch Heringe flogen ihm zu, ganz zu schweigen von Herzen. Er sammelte alles ruhig ein.

Dann stellte er einen Tisch hin, auf den Tisch ein Kistchen, und zum Schluß verfügte er sich selbst in dies Kistchen hinein und schloß es von innen. Was bleibt mir zu sagen: dies Kistchen fiel auf einmal auseinander, und was fehlte, es war das verschmitzte, bucklige Herrchen. Schon wollten der Briefträger Zappka und der jüngere Urmoneit, von Sorge erfüllt, in die Arena steigen, als das zaubernde Herrchen, weiß der Kuckuck, trompete-blasend auf dem Balkon der Kapelle auftauchte, sich an einem Strick herunterließ und prasselnden Beifall entgegennahm. Ermutigt durch den ausschweifenden Beifall, trat der Zauberer überraschend an den Rand der Arena, langte meinem.

Onkelchen, dem Stanislaw Griegull, unter die Weste, und zum Vorschein kam – ja, wer weiß wohl, was zum Vorschein kam? Ein Hase natürlich, zappelnd und ganz lebendig. Die Suleyker, sie waren mit Sprachlosigkeit geschlagen, als solches geschah, und mein Onkelchen, Ehrenwort, erhob sich und begann, der Reihe nach seine Kleidungsstücke abzulegen. Hoffte natürlich,

noch mehr Hasen zu finden, dachte sogar an ein fettes Erpelchen oder an einen Hahn, der aus der Unterhose flattern möchte. Aber nichts dergleichen geschah. So zog sich mein Onkel unter prallem Schweigen wieder an, und der Beifall wäre auch prompt gekommen, wenn Stanislaw Griegull nicht plötzlich das Wort ergriffen hätte. Er wandte sich direkt an das zaubernde Herrchen und sprach folgendermaßen: **»Ich sehe«, sprach er, »daß der Hase nach hinten gereicht wird. Dieser Hase aber ist mein Eigentum. Denn wie man gesehen hat, wohnte er an meinem Leib. Also möchte ich bitten um die sofortige Auslieferung des nämlichen Hasen.**

Jetzt, wirklich und wahrhaftig, wurde die Stille –na, sagen wir mal: beklemmend. Die Gesellschaft schwankte einen Augenblick, das zaubernde Herrchen äugte bestürzt auf den Redner. Aber es fing sich gleich, ging auf mein Onkelchen zu und sagte: **»Wo«, sagte er, »gibt es Hasen, die zu leben pflegen unter der Weste eines Herrn? Es war doch, wie man gesehen hat, alles nur Zauberei, sozusagen, Simsalabim.«**

»Das ist«, sagte mein Onkelchen, »einerlei. Das Häschen hat gewohnt unter meiner Weste, es hat gezappelt, es war lebendig. Und so möchte ich beantragen die Auslieferung des Hasen. Er ist mein Eigentum.« Blickte sich, mein Onkelchen, schnell um zu dem Gendarmen, und als das Gesetz namens Schneppat nickte, forderte er mit unnachgiebiger Stimme: **»Aber schnell, wenn ich bitten darf.«** So erhielt Stanislaw Griegull den Hasen, setzte ihn auf seinen Schoß, und die Vorstellung ging ohne Streit weiter. Wie es weiterging? Nun, es wurde hereingetragen eine Waschanne, in welcher, die Griesgrämigkeit in Person, ein alter, fet-

ter Seehund lag, welcher auf den Namen Rachull hörte, der Unersättliche. An der Waschwanne hing ein großes Plakat, auf dem stand: »Es wird gebeten, dem Seehund nicht zu zergen« – was soviel heißt wie ärgern, oder übel mitspielen. Dergleichen kam jedoch auch keinem der Gesellschaft in den Sinn; man beklatschte den Seehund lediglich, wogegen dieser nichts zu haben schien – wenigstens ließ er sich, ohne daß er die Wanne verlassen hätte, anstandslos wieder hinaustragen.

Nachdem er weg war, trat wieder das wohlgenährte Weibchen Anita Schiebukat in die Arena, streifte meinen Onkel mit einem sonderbaren Blick und verkündete: **»Jetzt wird auftreten ein Mann namens Bosniak. Er ißt Eisenstangen zum Frühstück und trinkt zwölf Liter Milch am Abend. Seine Kraft ist grenzenlos. Wer mit ihm ringen möchte zwei Minuten und dabei stehen bleibt, bekommt den Eintritt zurück und drei Mark zwanzig außerdem!«**

Sie trat zur Seite, und herein gewagt kam dieser Bosniak; ging so, daß die Bänke zitterten, zeigte seine Zähne, hieb sich auf seinen kleinen Kopf und tat alles, um einen Eindruck zu hinterlassen von seltener Fürchterlichkeit. Niemand wagte, gegen ihn aufzustehen. Niemand?

Doch, da hinten meldete sich ja einer, war nur so dünn, daß man ihn einfach übersah. Wer es war, der sich da meldete und ein unbegreifliches Beispiel von Tollkühnheit lieferte? Mein Oheim, der Schuster Karl Kuckuck. Wie gelähmt saßen die Suleyker da, als er an ihnen vorbeiging; sie verfolgten ihn mit wehmütigen,

abschied nehmenden Blicken, aber keiner fand sich, der ihn in seinem Entschluß beeinflußt hätte.

Also er trippelte in die Arena, schaute den Bosniak sanft und mitleidig an und sagte: »**Ich erwarte**«, sagte er, »**den Angriff**. « **Sofort** stürmte dieser ungeheure Mensch mit dem kleinen Kopf auf ihn zu, breitete die Arme aus, schnaubte, schlug die Arme wieder zusammen, aber Karl Kuckuck war längst weggetaucht und befand sich im Rücken des Eisenfressers. Dieser, im Glauben, den Schuster vor seiner Brust zu haben, drückte dergestalt, daß ihm die Tränen in die Augen traten – was er drückte, es war niemand anderes, als er selbst. Na, das wiederholte sich so einige Male – wie soll man auch ein Stückchen Schustergarn, wie meinen Oheim, genau zu fassen kriegen? –, und am Ende war dieser Bosniak dergestalt erschöpft, daß er sich schnaufend auf die Erde setzte und mit einem Eimer Wasser zur Besinnung gebracht werden mußte.

Karl Kuckuck hingegen schlängelte sich zur Kasse, ließ sich das Geld auszahlen und schlängelte sich mit seinen Verwandten nach Hause.

So ungefähr ging es, wenn ich mich richtig erinnert habe, Anita Schiebukats Wanderbühne in Suleyken. Wie übrigens später zu erfahren war, ist danach lange Zeit kein Zirkus mehr in unser Dorf gekommen – wie man wissen wollte, aus Furcht vor dem allzu aufgeklärten Publikum.

-

Teksty w języku polskim

Jubileusz Teatru im. Stefana Jaracza w Olsztynie

Teatr im. Stefana Jaracza w Olsztynie obchodzi w 2025 r. podwójny jubileusz. Świętowane będzie zarówno 100-lecie teatru, jak i 80-letnia tradycja polskiej sceny w Olsztynie.

Z okazji jubileuszy przez cały rok organizowane będą różne wydarzenia.

Jadąc autobusem nr 117 do Olsztyńskiego Stowarzyszenia Mniejszości Niemieckiej należy wysiąść na przystanku „ul. 1 Maja / Teatr im. Stefana Jaracza”. W tej chwili nie ogłasza tego znudzony męski głos, który nierzadko złości pasażerów lokalnego transportu w Olsztynie, lecz pełen werwy kobiecy głos mówiący: „Teatr Stefana Jaracza. Tutaj od stu lat swój początek ma kultura”.

Teatr w Olsztynie obchodzi swoje 100-lecie pod hasłem „100 na setkę”, a komunikat w autobusie jest częścią reklamy wszystkich obchodów, jakie nadchodzą w tym roku. Szczególne jest jednak to, że Teatr im. Stefana Jaracza obchodzi dopiero 80. rocznicę powstania, ponieważ stał się polski dopiero w 1945 r., a następnie w 1946 r. otrzymał imię aktora Stefana Jaracza. Wcześniej – dokładnie 100 lat temu – instytucja kultury została założona i zbudowana za ratuszem jako Treudank-Theater.

Dzisiejsi polscy twórcy kultury postrzegają swoją pracę jako kontynuację działalności teatralnej prowadzonej w tym budynku przed wojną. Jest to o tyle zaskakujące, że teatr Treudank powstał w wyniku polsko-niemieckich sporów podczas plebiscytu w południowych Prusach Wschodnich, a także konfliktów między niemieckim i polskim systemem szkolnictwa, gazetami w języku polskim i niemieckim oraz wydarzeniami kulturalnymi.

mi w obu językach. Jednak placówka świętuje oba jubileusze – co jest znakiem nadziei, że animozje w końcu należą do przeszłości.

Już w połowie XIX w. istniały dokumenty i doniesienia o teatrach objazdowych w południowych Prusach Wschodnich, które cieszyły mieszkańców regionu. Biedna wieś, a nawet miasta nie pozwalały na prowadzenie stałego zespołu teatralnego ze względów ekonomicznych. Zmieniło się to dopiero po I wojnie światowej, kiedy teatr nabrał wymiaru politycznego w okresie poprzedzającym plebiscyt w 1920 r.

Jedną z osób, jakie przed plebiscytem zdecydowanie opowiadały się za pozostaniem południowych okręgów Prus Wschodnich w Rzeszy Niemieckiej, był Max Worgitzki. Porzucił on studia medyczne na rzecz historii sztuki i literatury i przejął po ojcu dobrze prosperującą mleczarnię, którą z powodzeniem kontynuował. Był bardzo płomienny w swoim zaangażowaniu, przypisuje się go Niemieckiemu Związкови Marchii Wschodnich (pol. Hakata, od pierwszych liter imion trzech przywódców), który w polskiej historiografii ma bardzo negatywną reputację, ponieważ agitował przeciwko polskiej mniejszości...

Budowę teatru w Olsztynie postrzegał jako sposób na walkę z polską agitacją. Po plebiscycie, który zakończył się sukcesem strony niemieckiej, konsekwentnie wcielał ten pomysł w życie. W 1922 r. założył spółkę Landestheater Südostpreußen GmbH i nabył od rady miasta Olsztyna teren za ratuszem, na którym do dziś stoi budynek.

Do projektu budowy teatru zatrudniono architekta Augusta Feddersena, który już wcześniej zaprojektował kilka znanych budynków w Olsztynie, m.in. młyn przy stacji kolejowej, lożę masońską przy dzisiejszej ulicy Kajki i budynki naprzeciwko niej. Feddersen przedstawił swoje plany w październiku 1924 r., aby teatr mógł zostać otwarty w 1925 r., w piątą rocznicę plebiscytu w Prusach Wschodnich. Teatr otrzymał nazwę Treudank w nawiązaniu do miażdżącego wyniku z 1920 r., czyli w podziękowaniu za lojalność ludności Prus Wschodnich wobec Rzeszy

Niemieckiej. Początkowo wystawiano w nim nie tylko sztuki teatralne, lecz także opery i operetki. Pomimo nowej stałej siedziby grupa teatralna kontynuowała tournée.raz z końcem II wojny światowej skończyło się również marzenie Worgitzkiego. Nawiasem mówiąc, on sam zmarł już w 1937 r. Dzięki łutowi szczęścia żołnierze Armii Czerwonej nie spalili budynku teatru. Został uszkodzony, lecz mimo to szybko przywrócono go do użytku. W maju 1945 r. rosyjski komendant wojskowy Olsztyna przekazał miasto Jakubowi Prawinowi, pełnomocnikowi rządu polskiego, w pomieszczeniach budynku Treudank. Jedną z pierwszych polskich sztuk wystawionych w dawnym Treudanku było znane dzieło „Moralność Pani Dulskiej” – 18 listopada 1945 r.

Nawet w nowych, polskich czasach zespół dużo podróżował po regionie i do dziś osoby odpowiedzialne za ten projekt poszukują sposobów na poszerzenie kontaktów ze światem zewnętrznym.

Teatr nosi imię Stefana Jaracza od 1946 r. Patron placówki urodził się jeszcze w Austro-Węgrzech, był aktorem i reżyserem teatralnym, głównie w Warszawie. W czasie II wojny światowej wpadł w ręce nazistów w związku z zabójstwem informatora gestapo, trafił do więzienia, a w 1941 r. na krótko do Auschwitz. Po zakończeniu II wojny światowej nie było mu dane kontynuować kariery, gdyż zmarł w sierpniu 1945 r. w wyniku zdrowotnych konsekwencji uwięzienia.

Na jego cześć w olsztyńskim autobusie widnieje teraz napis „Następny przystanek, Teatr im. Stefana Jaracza”, a w tym roku także „Tutaj od stu lat swój początek ma kultura”. Oby ta tradycja trwała długo!

Wochwnblatt.pl/Historia

22.03.2025

P.S. Pierwszy spektakl wystawiono w teatrze we wrześniu 1925 r. Premierę miał wówczas „Faust” Goethego.

Światowy Dzień Poezji i akcja „Podaruj wiersz”

Światowy Dzień Poezji został ustanowiony przez UNESCO w 1999 roku i obchodzony jest 21 marca.

Celem tego święta jest promocja czytania, pisania, publikowania i nauczania poezji na całym świecie.

Polski Komitet do spraw UNESCO wraz z Fundacją im. Zbigniewa Herberta już po raz trzeci zapraszają sieć Szkół Stowarzyszonych UNESCO (ASPnet), działającą w 122 krajach członkowskich, aby wspólnie świętować ten dzień organizując akcję „Podaruj wiersz” – „Gift a Poem” campaign (www.giftapoem.pl). Dotychczas wzięli w niej udział uczniowie z 26 krajów na 4 kontynentach.

Zbigniew Herbert pisał listy-wiersze do przyjaciół, do ważnych dla niego artystów, do osób, które cenił. Ten gest poety był inspiracją dla akcji „Podaruj wiersz”, zachęcającej do budowania sieci międzyludzkich (międzypokoleniowych) relacji, których osnową jest słowo – znaczące, niosące sens, dające oparcie.

Akcja jest bardzo prosta, bo polega na ofiarowaniu wybranej osobie przepisanego ręcznie specjalnie dla niej wybranego wiersza. Gest ten ma (jak piszą jej twórcy) głęboko ludzki wymiar (odwołujący się do wartości poezji jako „słowa właściwie użytego”, do aktu pogłębionej, odpowiedzialnej lektury, do gestu ofiarowania czegoś cennego), ale jest też po ludzku prosty – jak wyciągnięcie do kogoś ręki, jak podanie dłoni. Dlatego jest ona pretekstem do okazania empatii w bardzo różnorodny sposób, budzi kreatywność i myślenie o drugim człowieku: o rodzicach, nauczycielach, osobach samotnych, ludziach, którym pragniemy podziękować.

W 2023 roku akcja była ważnym elementem obchodów 70.lecia sieci

Szkół Stowarzyszonych UNESCO, a w kolejnym roku wpisała się w działania związane ze stuleciem urodzin poety Zbigniewa Herberta objętym patronatem przez UNESCO.

Wiersze Zbigniewa Herberta przepisane przez uczniów otrzymała Dyrektor Generalna UNESCO Pani Audrey Azoulay w czasie swojej wizyty w XCIV Liceum Ogólnokształcącym w Warszawie w marcu 2024 roku. <https://www.unesco.pl/aktualnosc>

Poezja według definicji Słownik języka polskiego PWN:.. to „ogół utworów literackich pisanych wierszem”.

Celem utworu poetyckiego jest oddziaływanie na uczucia odbiorcy, powinna poruszyć serca i umysły. Wiersz może bawić, smucić, napawać optymizmem lub skłaniać do refleksji.

Poezja pomaga człowiekowi zrozumieć otaczający świat.

Nie każdy, kto pisze wiersze jest poetą, bowiem **bycie poetą** to umiejętność otwierania się na świat zewnętrzny, to ponadprzeciętna wrażliwość, to pozytywny stosunek do życia, to ubieranie w słowa tego, co niezauważalne, nieodkryte, głębokie.....

Po co nam dziś poezja?

Poezja uspokaja: pozwala skupić myśli, wywołać refleksje. Poezja uczy człowieka wyrażania różnorodnych uczuć i myśli. - Sztuka poetycka pomaga człowiekowi w zrozumieniu otaczającego go świata. –

Ignacy Krasicki Malarze

Dwaj portretów malarze słynęli przed laty:

Piotr dobry, a ubogi. Jan zły, a bogaty.

Piotr malował wybornie, a głód go uciskał,

Jaa mato i źle robił, więcej jednak zyskał.

Dlaczegoż los tak różny mieli ci malarze?

Piotr malował podobne, Jan piękniejsze twarze.

(Ignacy Krasicki Bajki, 2023, <https://www.taniaksiazka.pl>

Wisława Szymborska Dłoń

Dwadzieścia siedem kości,
trzydzieści pięć mięśni,
około dwóch tysięcy komórek nerwowych
w każdej opuszcze naszych pięciu palców.

To zupełnie wystarczy,
żeby napisać „Mein Kampf”
albo „Chatkę Puchatka”.

Wisława Szymborska

Niektórzy lubią poezję

Niektórzy –

czyli nie wszyscy.

Nawet nie większość wszystkich, ale mniejszość.

Nie licząc szkół, gdzie się musi,

i samych poetów,

będzie tych osób chyba dwie na tysiąc.

Lubią –

ale lubi się także rosół z makaronem,

lubi się komplementy i kolor niebieski,

lubi się stary szalik,

lubi się stawiać na swoim,

lubi się głaskać psa.

Poezję –

tylko co to takiego poezja.

Niejedna chwiejna odpowiedź

na to pytanie już padła.

A ja nie wiem i nie wiem i trzymam się tego

jak zbawiennej poręczy.

: https://poezja.org/wz/Wislawa_Szymborska/113/Radosc_pisania

„Zabicie ciotki” na Warmii

Grzegorz Supady

Kiedy w pewien słoneczny czwartek marca 2025 wracałem do domu z pracy, nie byłem w zbyt dobrym nastroju. W tym dniu moje studentki i studenci pisali bowiem test. Niestety, jedna z osób nie zaliczyła go, co stało się przyczyną jej ogromnego żalu wylanego na mnie.

W centrum miasta musiałem przesiąść się z tramwaju do autobusu, który w godzinach popołudniowego szczytu miał mnie zawieźć na moje osiedle. Dodam, że w drodze z miasta do domu pominięciu wiaduktu kolejowego doznaję zazwyczaj czegoś w rodzaju „rytuału przejścia”. Zaczynam odczuwać wtedy coś na kształt uspokojenia i pozbycia się różnych „miazmatów miasta”.

W środku pojazdu było mnóstwo podróżujących, dlatego spora część z nich musiała stać, co ma związek z dokonanymi niedawno przez miast redukcjami dotyczącymi częstotliwości kursowania środków transportu publicznego. Mnie udało się jednak zająć miejsce usytuowane tuż przy środkowych drzwiach autobusu. Po przejechaniu dwóch przystanków pojawiło się w nich dwóch dorastających chłopaków objuzonych plecakami, którzy zapewne również wracali do domu po zakończeniu zajęć w szkole. Spróbuję teraz w miarę dokładnie przytoczyć treść rozmowy, jaką zaczęli wtedy prowadzić ze sobą:

- Stary, zamordowali mi ciotkę!

Jak to, zamordowali, no, weź, gadaj, kto i gdzie?

- To znaczy, właściwie to zabili. Lekarze!

Ale jak to, lekarze zabili?

- No, wiesz, podłączali jej w niedzielę te wszystkie kroplówki, więc ciotka zmarła.

Aha, hmm, nooo. A to taaaak. A ile ta twoja ciotka miała lat?

- Była z rocznika 1935. Bo to była siostra mojej prababci.

No, tak, to już miała swoje lata. Ale żeby tak od razu zabić staruszkę...

- No właśnie! Nawet nie zdążyłem jej o parę spraw zapytać. A przecież ona tyle różnych rzeczy wiedziała.

To znaczy na przykład co?

- Chodzi przykładowo o to, że, wiesz, ona pamiętała jeszcze dawne czasy, jak tu jeszcze były te Wschodnie Prusy. Bo wiesz, ona całe swoje życie mieszkała tu niedaleko Olsztyna, w takiej warmińskiej wsi XYZ.

Aaaa...

- No, wiesz, te czasy są bardzo słabo udokumentowane. Nikt nic nie wie o tym. Miałem jakieś takie trzy filmiki, na których coś tam było widać. Ale teraz to już za późno...

Chętnie dowiedziałbym się jeszcze więcej szczegółów na temat tego domniemanego „zabicia ciotki”, tym bardziej, że pewien nieżyjący już polski pisarz ma na swym koncie prozę o takim właśnie tytule.

Niestety, dwaj młodzieńcy musieli wysiąść.

Tak czy inaczej rozmowa między nimi dała mi asumpt do przemyśleń na temat stosunku młodego pokolenia do przeszłości, dziedzictwa kulturowego, historii jako takiej, w końcu do własnej rodziny.

Powiedzmy szczerze, nie wszyscy młodzi chłopcy w tym wieku zadają sobie tego typu pytania, których gatunek można by określić jako „ontologiczne”. Wprawdzie nie można generalizować, ale chyba znacznie częściej myśli młodego pokolenia krążą wokół elektroniki, motoryzacji i sportu.

Tak czy owak – być może ów w jakże autentyczny sposób przeżywający śmierć swojej ciotki potomek Warmiaków (i oczywiście Warmiaczek) rzeczywiście weźmie sobie do serca fakt, że coś w swym młodym życiu już zaniedbał i w przyszłości sam zacznie dociekać, skąd się wywodzi. I w efekcie w jakiejś obecnie bliżej nieokreślonej formie spopularyzuje to, co wydaje mu się tak słabo udokumentowane.

Z mojego punktu widzenia na takie postępowanie nigdy nie jest za póź-

no, o czym dobitnie świadczyć może chociażby sukces książki Joanny Wilengowskiej „Król Warmii i Saturna”. Autorka w stosunkowo dojrzałym wieku zdecydowała się bowiem skonfrontować swoją etniczną tożsamość z owym całym brzemieniem, jakim była i jest nadal warmińskość jej ojca. I nie wątpię, że powstała z tego wszystkiego jakaś wartość dodana.

Hanower-Olsztyn. Świadek czasu jako gwiazda telewizyjna

„Mazurska Poczta Bociania“ w telewizji

Jeśli ktoś w Niemczech chciałby dowiedzieć się czegoś więcej o byłych Prusach Wschodnich lub innych byłych terytoriach niemieckich, które obecnie znajdują się w północnej Polsce, ma ku temu świetną okazję, oglądając stację Norddeutscher Rundfunk NDR. Redaktorzy tej stacji telewizyjnej często doszukują się śladów i wątków kulturowych w regionach, które, podobnie jak północne kraje związkowe Niemiec, kojarzą się z architekturą ceglanego gotyku. Jest ona wyrazem bliskości kulturowej i życiowej, która znalazła odzwierciedlenie również w długotrwałych partnerstwach między miastami i regionami Niemiec i Polski.

W pierwszym tygodniu marca bieżącego roku na antenie NDR Dolna Saksonia codziennie wczesnym wieczorem o godz. 19.30 zapowiadano audycje na temat Prus Wschodnich.

Na wtorek czwartego marca redaktorka odpowiedzialna zaplanowała wywiad ze świadkiem czasu Siegfriedem Burghardtem.

Wierny czytelnik i autor wspomnień, ukazujących się w „Masurische Storchepost”/„Mazurskiej Poczty Bocianiej” odpowiadał w drugiej części programu „Hallo Niedersachsen” na pytania, w szczególności dotyczące długiej podróży na teren dzisiejszej Republiki Federalnej podczas ucieczki pod koniec II wojny światowej.

Ze Szczytna jego droga zaprowadziła go, podobnie jak wielu innych uchodźców, w stronę Morza Bałtyckiego. W Kołobrzegu był świadkiem przybycia łodzi z uratowanymi pasażerami z zatopionego statku uchodźców „Wilhelm Gustloff”. Choć jemu samemu udało się dotrzeć do Hanoweru przez Szczecin i Berlin, jego kuzynki nie miały tyle szczęścia, jak opisywał. Jedna z nich zginęła, jedna została ranna, jedna została porwana. Trzy niestety bardzo typowe losy z tamtych czasów. Opowieściom Siegfrieda Burghardta towarzyszyły wyjaśnienia doktora Joachima Mähnerta, dyrektora Muzeum Krajowego Prus Wschodnich w Lüneburgu, , który rzucił więcej światła na ogólną historię tych wydarzeń.

Dla widzów z dzisiejszego województwa warmińsko-mazurskiego, którzy znają historię i mniejszość niemiecką w tym regionie, był to jeszcze jeden ważny wizualny akcent w jasnoniebieskim kolorze.

Na jednym z planów reportażu widać Siegfrieda Burghardta trzymającego w ręku otwarty egzemplarz „Masurische Storchenpost”/ „Mazurskiej Poczty Bocianiej”. Ona jest przecież ważną częścią jego życia.

Za ten i wiele innych materiałów na temat Prus Wschodnich, Warmii i Mazur, a także innych regionów ważnych dla mniejszości niemieckiej w północnej Polsce, wielki dzięki redaktorkom i redaktorom stacji Norddeutscher Rundfunk.

Tekst: Uwe Hahnkamp

Film można zobaczyć pod:

<https://www.ardmediathek.de/video/hallo-niedersachsen/80-jahre-flucht-aus-ostpreussen-ein-zeitzeuge-berichtet/ndr/Y3JpZDovL25kei5kZS85MjMxZjU3Zi1lNmUyLTQ4NGUtYTJhMi1kMzlmMTdiYjhjZWU>

Grzegorz Supady

Stulecie Knef

Jako namiętny miłośnik różnych programów kulturalnych czekam w każdą niedzielę do późna w nocy, aby obejrzeć „Titel, Thesen, Temperamente”, a co miesiąc także magazyn o książkach Denisa Schecka o nazwie „Druckfisch”.

23 marca br. w „ttt” omawiano m.in. film dokumentalny poświęcony Hildegardzie Knef, niemieckiej aktorce i śpiewaczce, która w świecie niemieckojęzycznym najbliższa jest Marlenie Dietrich, a w Polsce być może piosenkarce Ewie Demarczyk.

Film „Ich will alles. Hildegard Knef“ (Chcę wszystkiego. Hildegard Knef nakręciła Luzia Schmid, a jego premiera odbyła się na ostatnim festiwalu filmowym „Berlinale”.

Następnego dnia poszperałem trochę bardziej na ten temat, aby już wkrótce dowiedzieć się, że prawdziwym powodem powstania tego dokumentu były setne urodziny Knef.

Potem przypomniałem sobie, że widziałem autobiografię tej zmarłej w roku 2002 artystki w pewnej bibliotece. W rezultacie mogłem szybko zanurzyć się w ekscytującej lekturze książki „Der geschenkte Gaul” („Darowany koń”), która po raz pierwszy została opublikowana w 1970 roku. Od samego początku mojemu czytaniu tej książki towarzyszy motto zapożyczone od Alfreda Hitchcocka: „A good film should start with an earthquake and be followed by rising tension” (Dobry film powinien zaczynać się od trzęsienia ziemi, potem zaś napięcie powinno rosnąć). Przyznaję, że choć jestem jeszcze daleki od zakończenia lektury tego tomu, to chciałabym już teraz pokrótce przedstawić dziadka Knef ze strony matki.

I to z następującego powodu: Karl Groehn (1865-1946) urodził się na Mazurach! Dlatego chciałbym przytoczyć już teraz kilka dłuższych frag-

mentów tej autobiografii, aby udokumentować ten zapewne interesujący fakt, zwłaszcza, że Karl Groehn odegrał niebagatelną rolę w życiu Hildegardy (Hilde), nawiasem mówiąc, podobnie jak dziadek w życiu austriackiego pisarza Thomasa Bernharda.

Autorka „Der geschenkte Gaul” tymi słowami dotyczącymi ukochanego dziadka wprowadziła swoje jakże bogate w treść wspomnienia: „Wyznanie miłości mojemu dziadkowi”.

Mój miał na imię Karl, był średniego wzrostu i był tak samo silny, na jakiego wyglądał. Głowę trzymał prosto, kręgosłup miał również wyprostowany, a duże usta dziadkowe pełne były zębów. Miał wszystkie 32, kiedy popełniał samobójstwo w wieku 81 lat” (s. 5).

Następnie autorka kontynuowała odmalowywanie portretu swojego przodka w następujący sposób:

„Był pochodzenia polsko-wschodnio-pruskiego, rzadko mówił o swojej rodzinie, z wielkim trudem udało mi się dowiedzieć, że jego ojciec uprawiał hazard i przepił wszystkie swoje dobra, że jego matka miała załamanie nerwowe w czasie ciąży i że córka, która się dzięki niej urodziła, zwariowała szesnaście lat później [...] (str. 5).

Autorka tak opisywała swoje młodzieńcze spotkania w mieszkaniu dziadka:

„Siedzieliśmy przy dużym stole, ja na starej kanapie pod terkoczącym zegarem, wisząca lampa była obwiązana jakimś chustami jak zranione wymię krowy. Najpierw musiałam coś zjeść, a kiedy przeżuwałam, zaczynał mówić... Wcześniej, kiedy jeszcze nie rozumiałem jego słów, opowiadał mi, a teraz robił to znowu, o swojej młodości i mazurskich jeziorach, po których zimą można było ścigać się saniami zaprzężonymi w konie, o gimnazjum, do którego po załamaniu ojca musiał chodzić w drewniakach, i o innych, jeszcze bogatych krewnych, którzy nagle zaczęli ściągać zubożałe dzieci do swoich majątków, aby te mogły pracować w polu, a poza tym umieszczali je w wiejskiej szkole... O niczym

nie zapomniał, a nienawiść i żal jego były tak świeże, jak wtedy, gdy uciekał od tych krewnych do Berlina. Potem cicho odśpiewywał polską piosenkę, którą często od niego słyszałam, a której nigdy mi nie przetłumaczył. Nie lubił pić alkoholu, ale po tej polskiej piosence zawsze było czerwone wino, jak dawniej [...]” (str. 13).

Już tylko te fragmenty dostarczają sporo informacji na temat warunków społecznych panujących w tym czasie w Niemczech na tle I wojny światowej. Wielka szkoda jednak, że dokładne miejsce pochodzenia Karla Groehna pozostaje nieznane i nie wiadomo, co to była za polska pieśń, którą tak często śpiewał ów przodek Hildegardy Knef podczas owych przepełnionych melancholią godzin. Ponadto autorka wspomina pewną nauczycielkę gry na fortepianie, która mieszkała w tym samym domu co jej własna rodzina w Berlinie. Píše, że regularnie wykonywała ona „Modlitwę dziewicy” i „Pieśń o Wołdze”. Nawiasem mówiąc, pierwszy z tych utworów muzycznych dotyczy bardzo dobrze wówczas znanego opusu fortepianowego polskiej kompozytorki Tekli Bądarzewskiej (1823-1861). Drugi z nich natomiast to aria z operetki „Carewicz” Franza Lehara, której libretto oparte było na sztuce Gabrieli Zapolskiej o tym samym tytule. Już tylko te dwa przykłady dobrze świadczą o tym, jak bardzo również w tamtym tragicznym w skutkach czasie przenikały się wzajemnie oba kręgi kulturowe: niemiecki i polski.

Hildegard Knef opowiedziała też smutne powody samobójstwa dziadka, wspominając swój przypadający na okres tuż powojenny debiut w berlińskim teatrze „Tribüne”:

„[...] Przed spektaklem przyjechała do mnie pewna kobieta na zardzewiałym rowerze i przywiozła mi list. Był bardzo gruby, nie miał ani nadawcy, ani adresu. Zaczynał się tak: „Moje ukochane dziecko, jestem za stary, by zapomnieć o okrucieństwach i by być dla ciebie użytecznym...”, a kończył słowami „... Może kiedyś mnie zrozumiesz i mi wybaczysz...” (str. 14).

Dziewiąta z mazurskich historii Siegfrieda Lenza

Aus: „Słodkie Sulejki: Tłumaczenie: Marianna Świętek

A Z CYRKIEM TO BYŁO TAK

Jak ten cyrk naywał się, tego nie potrafię sobie już dokładnie przypomnieć, ale musiał chyba zwać się „Scena wędrowna Anity Schiebukat” czy jakoś tak podobnie.

Byto to oczywiście wydarzenie pierwszej rangi, ów cyrk, o czym wnioskować choćby z tego, że su!ejkowska dziatwa została zwolniona ze szkoły, że stanęła robota w polu i że w żadnej chałupie nie byto o niczym innym mowy jak o nim, o tym cyrku. Przy czym wcale nie byt on taki wielki - z powodzeniem pomieścił się na strażackiej lace, rozłożył tam kawał namiotu i w pobliżu ustawił gracko swoje wozy.

Wszystko poszło szybko i bez hałasu i zanim sulejkowska społeczność się obejrzała, została zaproszona przez Anitę Schiebukat na pierwsze przedstawienie. Kapela ucięta zachęcającą przygrywkę, poprowadzono wokoło stare słońisko, wielce obiecujące szmery zawisły w powietrzu - namiot wkrótce się zappełnił. Przyniesiono ze sobą kiszone ogórki, kartofle w łupinach, wędzone ryby, wymieniano pozdrowienia, spacerowano chwilkę na lace, po czym w gwarzących grupkach wkroczone na miejsce imprezy.

Tak. A następnie Anita Schiebukat, krzepka korpulentna jejmość, powitała osobiście sulejkovską społeczność, odebrała umiarkowane komplementy, pozwoliła się obdarzyć oklaskami i zniknęła. Ale zanim zniknęła, zawołała jeszcze:

- A więc rozpoczynamy! - i w tym momencie zaczęło się.

Najpierw ukazał się na arenie ponury półnagi człowiek, przystanął, łypnął spode łba na wszystkie strony, przeciągnął się i otworzył pudło. A co było w tym pudle? Cóż takiego mogło tam być - otóż noże, długie, ostre i jak można było uznać, niebezpieczne.

I co uczynił ten półnagi groźny osobnik: otóż wyciągnął on te noże, jeden, dwa, trzy, pięć noży, gromkim głosem przywołał Anitę Schiebukat i jak Bóg miły, owa korpulentna jejmość ustawiła się plecami do ściany z desek. No i teraz dopiero się zaczęło: ów człek zaczął ciskać tymi swo-

imi nożami w Anitę Schiebukat, jednakże wszystkie pięć utkwiło ze świstem w drewnie i żaden, Bogu dzięki, w nią nie trafił. Sulejkowska społeczność aż stęknęła ze zgrozy, ludziska ukryli twarze w dłoniach, tui ówdzie słyhać też było pojedyncze okrzyki przestachu.

Lecz nie dość na tym. Bo oto ów półnagi złany potem człowiek wyszarpnął noże z drewna, cofnął się parę kroków, po czym znów zaczął ciskać tymi ostrymi narzędziami w kobietę, i to najbardziej niedelikatnie jak tylko możliwe.

No nie, wtedy już wreszcie u co niektórych sulejkowskich mężczyzn obudziło się poczucie miary w kwestii tego co wolno. a czego nie wolno.

A najpełniej obudziło się ono u rośłego rybaka rzecznoego, Walentego Zoppka. Wstał on po prostu ze swojej lawy, wkroczył na arenę, z całym spokojem podszedł do mężczyzny z nożami i rzekł:

-- *Ta paniusia - rzek- **powitała tu nas w tak uprzejmych słowach, dla-
czego więc, do licha ciężkiego, ciskasz w nią nożami?***

Jeszcze jeden nóż, powiadam, a będziesz miał ze mną do czynienia. U nas nie ciska się nożami w ludzi. Czy dobrze się wyraziłem?

- Dobrze -- przeszedł pomruk przez sulejkowską społeczność.

Na to podbiegła zdyszana Anita Schiebukat, szybko zorientowała się, w czym rzecz, w wystarczającym stopniu ogarnęła sytuację i rozkazała półnagiemu mężczyźnie udać się na zaplecze, co też ten wśród pomruków publiczności uczynił. Nie zdołałby jednak ot tak po prostu sil ulotnić, gdyby Anita Schiebukat czym prędzej nie uspokoiła wszystkich obecnych, rozsyłając dokoła promienne uśmiechy.

Z takim samym uśmiechem zaanonsował się następnie przymilny garbaty jegomość, który we fraku i cylindrze przydreptał na arenę, posyłając ręką całusy ku widowni i czekając na oklaski, nim w ogóle cokolwiek pokazał. Aż tu nagle, zanim ktokolwiek się spostrzegł, garbus ów capnął ręką sulejkowskie powietrze i oto co trzymał w garści: słodko pachnący bukiet bzu. Niepomierne okrzyki zdumienia rozległy się w namiocie, w spontanicznym zachwycie rzucono mu kiszone ogórki, które ten zręcznie chwycił, również śledzie frunęły ku niemu, nie mówiąc już o sercach widzów. Wszystko to spokojnie pozbierał.

Następnie postawił stół, na stole pudło, a na koniec sam się w tym pudle usadowił i zamknął je od wewnątrz. Co jeszcze mógłbym powiedzieć, pudło nagle się rozpadło, lecz tym, czego w nim brakowało, był właśnie ów przymilny garbaty jegomość.

Listonosz Zappka oraz młodszy Urmoneit już chcieli, przejęci troska, wejść na arenę, gdy wtem ów sztukmistrz, licho wie skąd, wyłonił się, dmąc w trąbkę na balkonie przy kapeli, po czym opuściwszy się na linie w dół, odbierał burzliwe oklaski. Zachęcony tymi gorącymi brawami czarodziej ów znienacka podszedł na skraj areny, sięgnął mojemu wujaszkowi, Stanisławowi Grygule, pod kapotę i wszystkim oczom ukazał się – no, kto zgadnie, co się ukazało?

Zając oczywiście, fikający i faktycznie żywy. Sulejkowianom na ten widok do szczeru odebrało mowę, mój wujaszek zaś, jak słowo daję, wstał i zaczął po kolei zdejmować z siebie przyodziewek, sztuka po sztuce. Miał oczywiście nadzieję, że znajdzie więcej zajęcy, myślał nawet o tłustym kaczkorku czy kogutku, który miałby może chęć wyfrunąć z jego portek. Lecz nic takiego się nie stało. Mój wuj ubrał się więc na powrót pośród pełnego napięcia milczenia, przy czym oklaski też by się niechybnie rozległy, gdyby Stanisław Gryguta nagle nie zabrał głosu. Zwrócił się wprost do sztukmistrza i powiedział, co następuje:

– Jak widzę – powiedział – to zające oddaje się na zaplecze. Tylko że ten zając jest moją własnością. Bo jakżeście naocznie stwierdzili, mieszkał on na moim własnym cieie. Upraszam zatem o natychmiastowe wydanie rzeczzonego zająca.

Teraz zaiste faktycznie zaległa cisza, rzec by można, przejmująca. Społeczność zamarła na moment, a sztukmistrz, którego zatkało, wlepił oczy w mówcę. Rychło się jednak opanował, podszedł do mego wujaszka i rzekł:

– Gdzie są takie – rzekł – zające, które zwykły żyć pod kapotą człowieka? To wszystko były przecież, jakżeście widzieli, tylko sztuczki, takie nazwijmy hokus-pokus.

– Wszystko jedno – odpad mój wujaszek. – Zajączek mieszkał pod moją kapotą, fikał, był żywy. Chciałbym wobec tego złożyć wniosek o wydanie zająca. To jest moja własność.

Obejrzał się przy tym mój wujaszek szybko na żandarma, a kiedy pra-

wo w osobie żandarma Schnepata przytaknęło, zażądał nie znoszącym sprzeciwu głosem:

– I to migiem, jeśli laska.

I tak Stanisław Gryguła otrzymał zajęcia, posadził go sobie na kolanach, a przedstawienie bez zakłóceń potoczyło się dalej.

A jak się potoczyło? Otóż wniesiono balię do kąpieli, w której leżało istne wcielenie ponuractwa, stara tłusta foka reagująca na zawołanie: Obżartucha! Łakomczucha! Nad balią wisiał duży plakat, który głosił: „Uprasza się nie drażnić foki” – co miało znaczyć, żeby jej nie denerwować czy też nie prowokować złośliwie. Nic podobnego wszelako nie przyszło nikomu do głowy; obdarzono jedynie fokę oklaskami, przeciwko czemu ta wydawała się nic nie mieć – a przynajmniej pozwoliła się, nie opuszczając balii, wynieść na powrót bez oporu.

A kiedy już ją zabrano, na arenę wystąpiła ponownie korpulentna jejmość, Anita Schiebukat, musnęła mojego wujaszka szczególnym spojrzeniem i obwieściła:

– Teraz wystąpi męczyzna nazwiskiem Bośniak. Na śniadanie zjada żelazne sztaby, a na kolację wypija dwanaście litrów mleka. Jego siła jest niezrównana. Kto zechciałby z nim walczyć przez dwie minuty i dotrzyma mu przy tym placu, ten dostanie zwrot pieniędzy za wstęp, a oprócz tego otrzyma trzy marki i dwadzieścia fenigów!

Po czym zeszła na stronę. gdy tymczasem kolebiącym się krokiem wszedł na arenę ów Bośniak; a szedł tak, że ławy drżały, szczyrzył zęby, uderzał się po swojej małej głowie i czynił wszystko, żeby sprawić wrażenie wyjątkowej grozy. Nikt nie odważył się powstać przeciw niemu. Czyżby jednak nikt?

Otóż nie, albowiem z tyłu zgłosił się ktoś, tylko był tak drobnej postury, że go po prostu nie dostrzeżono. Kimże był ten, który się zgłosił i wykazał przykład niepojętej odwagi? Był to mój stryj, szewc, Karol Kukułka. Jak sparaliżowani siedzieli sulejkowianie, kiedy ich mijał; towarzyszyli mu zatroskanymi, pożegnalnymi spojrzeniami, nie znalazł się jednak nikt, kto mógłby wpłynąć na zmianę jego postano-

wienia.

A więc podreptał on na arenę, spojrział łagodnie i współczująco na Bośniaka i oznajmił:

— *Oczekuję* — oznajmił — *natarcia*.

No i też z miejsca natarł na niego ów niesamowity gość o małej głowie, rozwarł ramiona, sapnął, zwarł je na powrót, ale Karol Kukułka dawno już mu umknął i znajdował się za plecami pożeracza żelaza.

A ten, przekonany, że ma szewca przy swojej piersi, zacisnął ramiona tak mocno, aż łzy napłynęły mu do oczu — tym zaś, kogo tak ścisnął byt nie kto inny jak on sam. No i powtórzyło się tak kilka razy — bo jakże tu utrafić w taki kawałek szewskiej nici jak mój stryj; w końcu ów Bośniak poczuł się tak dalece wyczerpany, że sapiąc siadł na ziemi i trzeba go było wiadrem wody przywrócić do przytomności. Karol Kukułka natomiast udał się do kasy, kazał sobie wypłacić pieniądze, po czym podreptał ze swoimi krewniakami do domu.

I tak to mniej więcej było, o ile sobie dobrze przypominam, ze sceną wędrowną Anity Schiebukat w Solejkach. Jak się zresztą później okazało, przez długi czas żaden cyrk nie zawitał do naszej wsi — jak twierdzono — z obawy przed zbyt światłą publicznością.

IMPRESSUM/Stopka redakcyjna

Die MASURISCHE STORCHENPOST erscheint monatlich/Miesięcznik.

Bezug über/Kontakt: Stowarzyszenie Mazurskie

Skrytka pocztowa 117, PL- 10-001 Olsztyn.

Tel.: +48 606 68 02 18

Email: barbara.willan@gmail.com

Herausgeber/Wydawca: Masurische Gesellschaft e.V.,

Redaktion: Barbara Willan (leitende Redakteurin),

Ewa Dulna (Website-Redakteurin)

Masurische Storchepost" (Mazurska Poczta Bociania), pismo Stowarzyszenia Mazurskiego, wpisane 13.05.1991 do rejestru czasopism. Ukazuje się od października 1990.

Konto Stowarzyszenia Mazurskiego:

BANK PKO S.A. Oddział w Olsztynie

Numer rachunku: 84 1240 5598 1111 0000 5023 6996

Für das Ausland:

IBAN: PL 84 1240 5598 1111 0000 5023 6996

BIC: PKO P PL PW

Unverlangt eingesandte Manuskripte werden nicht zurückgesandt. Die Redaktion behält sich vor, Artikeln und Leserbriefe sinngemäß zu kürzen./Redakcja zastrzega sobie prawo dokonywania skrótów nadesłanych tekstów.

Herstellung/Druk: Zakład Usług Poligraficznych i Wydawniczych

MIRDRUK, 10-080 Olsztyn, ul. Profesorska 9

Die Zeitschrift wird vom Auswärtigen Amt der Bundesrepublik Deutschland, aus Subventionsmitteln des Innen- und Verwaltungministers der Republik Polen und von der Stiftung für die Entwicklung Schlesiens finanziell unterstützt. Czasopismo jest wspierane finansowo przez Ministerstwo Spraw Zagranicznych Republiki Federalnej Niemiec, ze środków dotacji Ministra Spraw Wewnętrznych i Administracji Rzeczypospolitej Polskiej oraz Fundację Rozwoju Śląska.



PETRA ROEK

HILDEGARD KNEF



FRAGT NICHT
WARUM
DIE BIOGRAFIE

Foto aus: <https://www.amazon.pl/> S. 20/52



Jubiläum des Theaters in Olsztyn/ Jubileusz Teatru im. Stefana Jaracza w Olsztynie S. 10/41

Foto: Internet